Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 14 (1946-1947)
Heft: 1

Artikel: Wiedersehen mit Paris
Autor: Spender, Stephen
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758497

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

WIEDERSEHEN MIT PARIS

VON STEPHEN SPENDER

Mein erster Besuch in Frankreich seit dem Krieg war im Mai 1945. Der British Council hatte mich eingeladen, einen Vortrag zu halten (oder eine conférence) in verschiedenen Zirkeln von französischen und englischen Intellektuellen. Der für meinen Empfang verantwortliche Direktor war Austen Gill, der damals dem British Council in Paris vorstand. Er ermutigte mich mit viel Verständnis, meinen Besuch so wenig wie möglich als ein öffentliches Ereignis zu gestalten und so viel wie möglich persönliche Beziehungen anzuknüpfen.

Ich verbrachte also meine ersten zwei Pariser Tage so, daß ich niemanden sah und dafür Paris wiederentdeckte. Ob Paris die schönste Stadt der Welt ist, scheint mir unwichtig. Doch es ist die Stadt der modernen Zeit, deren Schönheiten meistens den Ausdruck von Ungezwungenheit und Eingebung haben, ohne eine zufällige Ansammlung von prächtigen Dingen zu sein wie die meisten anderen schönen Großstädte Europas (obschon es auch viele zufällige Schönheiten in sich birgt, besonders im Quartier Latin). Paris kommt entgegen und entflieht mit seinen zusammenlaufenden und auseinanderstrahlenden Avenuen wie die Einfälle des Geistes. Es schafft den Augen Vergnügen und ein Triumphgefühl, weil man bei seiner Betrachtung den Eindruck hat, man sehe, wie es geworden ist. Ueberall erkennt man es als den Ausdruck einer Idee, der Darstellung und Lösung von Schwierigkeiten. Paris ist für die Pariser und seine Besucher eine fortwährende Anregung, weil es ewig nach den Möglichkeiten sucht, Formen und Ausdrücke zu finden, die von den Möglichkeiten unserer Zeit nicht allzu weit entfernt sind. Es gehört nicht in eine Zeit, die mit unseren Formen nichts mehr zu tun hat wie die Akropolis oder Venedig. Es ist eine Stadt, über die man immer sprechen kann und die immer schöpferisch wirkt. Ihre Bewohner werden davon weder überwältigt noch enthält es für sie einen stillschweigend übergangenen Hintergrund. Immer betrachten sie Paris mit diskutierenden Augen, es einfangend wie eine Frau, unbewußt, in Augenblicken von überraschender Schönheit, von ihr zu Nachdenklichkeit und zur eigenen Schöpfung angeregt.

In schlechtem Französisch hielt ich meinen ersten Vortrag in einem Saale, dessen Namen ich vergessen habe, über «Die Krisis der Symbole in der Dichtung».

Vor der industriellen Revolution, so führte ich aus, gingen die Dichter unmittelbar von den Symbolen des Hofes und der Kirche aus: vom Kreuz und von der königlichen Krone, in denen die Vorstellungen von Macht und Ruhm in dieser Welt und in der nächsten vereint und zusammengefaßt waren. Braucht man heute diese Symbole, so liegt ihre Stärke in der Tatsache, daß sie einst eine Bedeutung hatten, die ihnen in unserem Zeitalter der konstitutionellen Monarchie und des Glaubens an die Wissenschaft vollständig abgeht. Die moderne Welt der Macht spricht eine spezialisierte technische Sprache. Unmöglich, Symbole in ihr zu finden, die Konzeptionen nach Art der alten umfassen könnten. Die alten Symbole sind nun geschwächt durch ihre Verbindung mit Einrichtungen, die durch unser heutiges Leben geschwächt wurden.

Ich wies auf ein Gedicht Thomas Hardys hin, *The Oxen,* in dem davon die Rede ist, daß Hardy die Krippe und die Ochsen an Weihnachten nicht mehr länger als die Symbole empfinden kann, in denen die Macht einer anderen Welt ihm ihr Leuchten der Güte in diese hier bringt.

In unserer Welt der Spezialisten, in der es keine vereinigenden Symbole gibt (von den Bombern abgesehen), suchen die Dichter kühn eine moderne Fabrikgegend oder ein Armeleuteviertel darzustellen, oder aber sie versuchen reine, ungebundene Symbole zu finden, die es vermeiden, mit der Gegenwart oder der Vergangenheit etwas zu tun zu haben, Gegenstände der Kontemplation, in denen sich Sinngehalte anhäufen wie Erscheinungen in einem Kristall.

Eine seltsame Erfahrung brachte mir diese Vorlesung, in der ich die moderne Dichtung von diesem Blickpunkt aus besprach. Zuerst führte mich der Vorsitzende mit höchst sonderbaren und verwirrenden Wendungen ein. Während er sprach, untersuchte ich meine eigenen Gefühle darüber, daß ich auf solche Weise eingeführt wurde. Ich entdeckte, daß ich mich von dem, was er über mich sagte, vollständig absonderte. Das war nicht ich, über den er sprach, auch fühlte ich mich nicht so, als ob ich ein Mitglied der Zuhörerschaft wäre, zu der er über jemand anderen sprach. Es war, als ob er über mich spräche wie über eine Rolle, von der man nicht ernsthaft erwarten konnte, daß ich ihr gerecht werden würde, für die mich aber das Publikum als eine Deutung anerkannte. Während er sprach, fühlte ich mich wie ein Schauspieler, der in den Kulissen wartet.

Die soziale Stellung eines Schriftstellers und besonders eines Dichters, ist seltsam. Offiziell und kommerziell (stellte ich während des

Krieges fest) bedeutet ein Schriftsteller eine Luftleere, die das Gesellschaftsgefüge verabscheut. Drei Beispiele mögen das beleuchten: Ich hatte für meinen Paß unter den Personalien meinen Beruf als *Poet and Journalist* angegeben. Das wurde auch so in meinem Paß vermerkt; aber ein Gummistempel hat es überdruckt und darüber stehen die Worte *Government Official.* — Ein zweites Beispiel ist, daß ich mich in der ersten Zeit des Krieges um eine Stellung beim Ministry of Information bewarb und daß es mir nicht gelang, eine Empfehlung dafür zu erhalten, da der mich examinierende Offizier entdeckte, daß ich nie eine Prüfung gemacht hatte und deshalb keinerlei Qualifikationen besäße, Zeitungen zu redigieren, um welche Stellung es sich hierbei handelte. Daß ich mehrere Bücher geschrieben hatte, bedeutete keine Qualifikation. — Als ich später für eine Amgot-Mission, die den englischen Standpunkt in Deutschland vertreten sollte, geprüft wurde, sagte der leitende Offizier eines Komitees, der das Kriegsministerium, das Unterrichtsministerium, das Informations- und ein oder zwei andere Ministerien vertrat, als er hörte, daß ich nur Bücher geschrieben und nie «ernsthaft» Journalismus betrieben hätte: «Sie scheinen uns ein Mann von der Art zu sein, die nie bei einer Sache bleibt.» Deshalb tat ich im Krieg bei der Feuerwehr Dienst. Man versteht das alles ganz gut; aber es hätte des Vorsitzenden Rede über die enorme Bedeutung moderner Dichter in unserer Zivilisation recht seltsam klingen lassen, wenn ich nicht bei mir beschlossen hätte, daß seine Rede mit meiner Person nichts zu tun haben sollte.

Die Vorlesung wurde noch seltsamer durch die Tatsache, daß unter den Zuhörern einige Leute waren, die ich zwar kannte, aber die ich viele Jahre nicht gesehen hatte. Es waren da Sylvia Beach, Verlegerin von James Joyce und Eigentümerin der Buchhandlung Shakespeare & Co. in der Rue de l'Odéon, zusammen mit ihrer Freundin Adrienne Monnier, die ebenfalls eine berühmte Buchhandlung hat, und mit zwei jungen Leuten, die ich nicht kannte, die aber den Beschreibungen nach Maurice Saillet und Michel Cournot sein mußten. Ferner Madame Ghisa Drouin, vormals Ghisa Soloweitschik, die ich von 1930 her kannte, als ich zu gleicher Zeit wie Christopher Isherwood in Berlin lebte. Isherwood und ich gingen damals immer sonntags gemeinsam mit ihr und ihren Eltern zum Mittagessen. In einer seiner Erzählungen, «Die Landauers», wird diese Familie beschrieben. Als Abschluß jeder dieser sonntäglichen Mahlzeiten bekamen wir unsere Taschen mit Obst vollgestopft, da sie dachten, wir wären am Verhungern. Auch klagte Isherwood immer über seine schreckliche Armut, wirft indessen in seiner Erzählung Fräulein Landauer (in Wirklichkeit Ghisa) vor, daß sie ihn mit Sachen überhäuft, die er gar nicht haben wollte. Am Schluß der «Landauers» beschreibt Isher-

wood, wie Fräulein Landauer sich ändert, als sie M. Drouin trifft, mit dem sie sich verlobte und den sie einige Jahre vor dem Krieg heiratete, und den ich jetzt in der Vorlesung neben ihr sitzen sah.

Ich hatte die Drouins noch kurz vor Kriegsausbruch in Paris getroffen. Wir verbrachten einen sehr angenehmen Abend, in dessen Verlauf wir über den immer näher rückenden Krieg sprachen. M. Drouin sagte damals: «Für euch Engländer ist es sehr leicht, vom Widerstand gegen die Nazis zu reden. Frankreich wird es indessen, genau wie im letzten Krieg, wieder sein, das zu leiden haben wird. Und Frankreich wird wieder zerstört werden. England wird nicht angerührt werden.»

Ich sah unter den Anwesenden auch meine Uebersetzerin, Marcelle Sibon, die es Jahre vor dem Kriege mutig und erfolglos versucht hatte, meine Arbeiten in Frankreich zu veröffentlichen. Eigentlich, so dachte ich, müßte dieses hier für sie ein Triumph sein. Ich hatte von ihr zum letzten Male gehört, als sie im Sommer 1940, während der Invasion Frankreichs, auf der Flucht vor den Deutschen mit dabei war. Sie hatte darüber geschrieben, daß, nach dem was sie gesehen hatte, sie für die Deutschen nie mehr irgendwelche Sympathien würde aufbringen können. Anwesend war auch Patrice de la Tour du Pin, der Dichter, dem man mich kurz vor dem Meeting vorgestellt hatte, und der, soviel ich wußte, die längste Zeit des Krieges in einem Gefangenenlager verbracht hatte. Henri Hell war da, der Kritiker und Assistent von Max-Pol Fouchet, dem Verleger der Zeitschrift *Fontaine,* deren in Algier veröffentlichte Nummern eine Ermunterung für die Schriftsteller auf der ganzen Welt waren, die während des Krieges für die Freiheit kämpften. Ich hatte Max-Pol Fouchet oft gesehen, als er 1943 in London war und damals für *Fontaine* eine der englischen Literatur gewidmete Nummer zusammenstellte. Anwesend war Professor Bonnerot, Anglist an der Sorbonne, der vor dem Kriege viel dafür getan hatte, die französischen Leser mit der englischen Literatur vertraut zu machen, und der während des Krieges in einem unterirdischen Briefwechsel mit Charles Morgan gestanden hatte.

So hatte jeder seine Geschichte, die, zwar unsichtbar, mich während der langen Jahre der Dunkelheit und des Krieges doch erreicht und betroffen hatte. Es war bei dem Meeting eine Atmosphäre von Versöhnlichkeit, die weder mit der Ansprache des Chairmans noch mit meiner Vorlesung etwas zu tun hatte, obschon wir beide das zu vollbringen versuchten, was man von uns erwartete. Es war so viel geschehen und es gab so viel zu erklären. England war nicht unversehrt geblieben. Anstatt Frankreich zu opfern, um dann mit Deutschland Frieden zu schließen, hatte es lange Monate den Anprall des Krieges ertragen. So hatte für manchen Franzosen England die Rechtfertigung

für eine Behauptung erhalten: daß in vorhergehenden Kriegen nur die Städte und der Boden Frankreichs und Belgiens allein in Europa zu leiden gehabt hätten. Wenn dieses auch die Grundlage unseres Einverständnisses bildete, so gab es noch zwischen uns ein Dutzend persönliche Bindungen, die während des Krieges auch ohne jenes nützliche Zusammenkommen gewachsen waren. Wie oft hatte ich zum Beispiel, nachdem ich seine Gedichte gelesen hatte und wußte, daß er Gefangener war, an Patrice de la Tour du Pin gedacht und an Sylvia Beach und an die Herausgeber der *Fontaine!* In ein Tagebuch von 1943 hatte ich einige Bemerkungen über Dichtung aus *Fontaine* herausgeschrieben und entdeckte erst jetzt, daß sie von Henri Hell stammten, der im Laufe der nächsten Wochen einer meiner besten Freunde wurde. Mit seinen Gedanken war ich schon vier Jahre vertraut, und ich war mit seinen Freunden in Frankreich und mit seinen Freunden in Europa verbunden, von Banden der Gebete zusammengehalten. Und nun erwarteten alle diese Freunde, daß England nach dem Krieg das gleiche Zeichen von Selbstlosigkeit und Heldentum geben würde, wie es das im Jahre 1940 getan hatte, um Europa aus einem zweiten Abgrund herauszuhelfen.

Die ersten, deren Gastfreundschaft ich erlebte, waren die Drouins, die wahrscheinlich auch die letzten waren, mit denen ich vor sechs Jahren in Paris gegessen hatte. Sie gaben mir eine ausgezeichnete Mahlzeit, fünf Gänge, die aus mühsam zusammengesuchten Dingen bestanden. Es war ein reizender Abend. Zu meiner Rechten, oben am Tisch, saß M. Drouin, Ghisa zur Linken und mir gegenüber war ihr kleiner elfjähriger Junge mit seinem breiten schelmischen Schulbubengesicht. Aber es waren Schatten da. Nicht nur, daß jeder so ausgesprochen älter und verbraucht wirkte. Die Drouins erzählten mir, daß sie ein Kind aufs Land zu Freunden hätten schicken müssen, da es von all den Jahren übernervös und müde geworden wäre. Ghisa und ich erzählten von den alten Berliner Tagen und von Isherwood. Dann kamen wir unvermeidlich auf die Deutschen in Paris. Ghisa mußte während der ganzen Besetzungszeit den Davidstern tragen, da sie Jüdin ist. Sie durfte nur auf bestimmten Bänken in den öffentlichen Anlagen sitzen. In der Metro mußte sie stehen im Abteil für Juden und Neger. Dieser Teil der Metro, sagte sie, war immer überfüllt. Denn die Leute gingen hinein, um den Juden ihr Mitgefühl zu beweisen. Die Pariser trieben ihre eigenen Scherze mit den Nazis. So trugen zum Beispiel eines Tages alle Hunde in Paris den Davidstern. Ghisa durfte nur zu bestimmten Stunden am Morgen in die Läden gehen. Um ihre Familie zu erhalten, mußte sie diese Zeiten überschreiten. Das hieß, ohne Davidstern in die Läden gehen. Hätte man sie dabei erwischt, so hätte man sie deportiert. Dann sprachen wir von

den Deportationen. Dabei unterbrach uns der kleine Georges und erzählte, wie ein Schulkamerad von ihm zusammen mit der Großmutter deportiert wurde und man nie mehr etwas von ihnen gehört hätte. Der eigenartige Ausdruck, der dabei sein Gesicht überzog, ließ uns das Thema wechseln.

Wir sprachen von anderen Dingen. Ich erzählte ein wenig vom Leben in England. Ich sprach über meine Arbeit und daß Auden und Isherwood nach Amerika gegangen wären und so weiter. Aber ich hatte das Gefühl von etwas Nichtwiedergutzumachendem, das geschehen war.

Alles war anders geworden. Was uns diese Veränderung so spüren ließ, war die Erkenntnis, daß das Leben unerbittlichen Gesetzen der Zerstörung und der Verderbtheit der menschlichen Natur unterworfen ist. Die Nazis hatten eine ganze Weltgeneration von Menschen gelehrt, daß sie nicht länger jung wären und daß man Hoffnungen, die junge Leute haben, nicht länger fördern könne.

Man hat manchmal, wenn die Leute der besetzten Länder von den Deutschen sprechen, das Gefühl einer schluchzenden Wut und Verzweiflung. Für einen Augenblick wird einem die Ausdehnung des vollständigen Nihilismus der Nazis klar, und man erkennt, daß in deren Plan der totalen Zerstörung sogar das menschliche Verzeihen den Deutschen gegenüber *mit* inbegriffen war. Diese grundverdorbenen Kinder zogen aus, um vollständig der Verdammnis zu verfallen, um sogar die siebzigmal sieben Beleidigungen, die die menschliche Natur noch verzeihen kann, zu übertreffen. So kommt es, daß, wenn man über die Deutschen mit anderen Leuten in Europa spricht, man das Gefühl hat, es handle sich gar nicht um Mitmenschen. Man spricht über das Monstrum, das Unaussprechliche, das Ding, das viele Hunderte von Leuten in Europa nie wieder erwähnt haben möchten.

«Wie waren sie?» fragte ich Marcelle Sibon gelegentlich. «Ist man über sie auch gestolpert, als sie betrunken auf der Place de la Concorde lagen wie die Amerikaner?» — «Aber nein, sie waren keinesfalls wie die Amerikaner. Sie waren vollständig korrekt, vollständig korrekt.» Und lächelnd, mit plötzlicher Härte: «Nur — jeden Morgen las man große, sauber gedruckte Anschläge in der Metro, die die Namen von ungefähr dreißig Franzosen aufführten, die bei Tagesanbruch erschossen worden waren.» — «Schienen sie glücklich?» — «Anfänglich vielleicht schon», erzählte jemand, «so 1940, als es aussah, als ob alles vor ihren Füßen läge, auch unsere Herzen. Aber was jahrelang nachher so seltsam war, war der Eindruck von äußerstem Elend, den sie machten. Man hatte manchmal Mühe, daß sie einem nicht noch leid taten», behauptete die französische Stimme mit Nachdruck.

Und die Korruption, die sie hinterließen. «Vier Jahre lang», meinte

Professor Bonnerot traurig, «machten wir es zu einer Tugend, die Deutschen zu hintergehen. Das Ergebnis, nachdem sie fort sind, ist leider, daß wir nun uns selbst hintergehen. Wir beneiden euch Engländer um euren zivilen Verantwortlichkeitssinn, der unserem Lande völlig abzugehen scheint.» Unter der von den Deutschen in Frankreich gestreuten Saat waren nicht nur Betrügerei, sondern auch Mißtrauen und unausgeglichener Reichtum. Man verdächtigt seinen Nachbarn der Kollaboration. Niemand konnte sagen, woher die großen Geldsummen stammten, die manche Leute ausgaben. Ehe die Deutschen Frankreich verließen, überschwemmten sie das Land noch mit Papiergeld. Inmitten von Armut und Elend gab es daher Leute mit großen Geldsummen, die sie nicht angaben. Diesem Zustand ein Ende zu machen, zog die Regierung im Mai alle Banknoten über einer bestimmten Höhe zu bestimmter Zeit ein, um sie gegen eine neue Währung zu vertauschen. Zur gleichen Zeit mußte jedermann sein Vermögen angeben. Ein paar Tage vor diesem Geldaufruf vertauschten viele Leute ihre hohen Banknoten in Bücher, Möbel und andere Wertgegenstände.

Frankreich ist ein Land, in dem jeder nach seinem Gewissen untersucht wird und mit den Augen seiner Nachbarn nach der Rolle, die er in diesem Krieg spielte. Diejenigen, die kollaborierten oder des Kollaborationismus verdächtig sind, werden gewissermaßen gesellschaftlich verfolgt, obschon einige unter ihnen noch immer die Vorteile des Kollaborationismus genießen. Als Besucher aus England wird man fortwährend gewarnt, man solle diesen nicht treffen und jenen nicht treffen. Nach einer Einladung bei irgend jemandem entdeckt man womöglich, daß man ein wenig von Englands Prestige an einen hergab, der vorher mächtig von den Deutschen profitiert hatte. Paris ist voller gesellschaftlicher Gefahren dieser Art. Je höher hinauf man geht, desto mehr entdeckt man Leute, die kompromittiert sind.

Das war die Bedeutung der Zusammenkunft vor dem Hintergrund von fünf Jahren Krieg, Bitterkeit und Bestechung. Bei allen persönlichen Beziehungen fand ich, daß das Gefühl von Versöhnlichkeit vorherrschte, das mir zur Offenbarung der Qualitäten Frankreichs wurde. Jeder, den ich traf, stellte klar, erklärte und gab und tat sein Bestes, um verstanden zu werden. Ich hatte bei den französischen Schriftstellern weniger als je das Gefühl des Vorhandenseins von Schranken der Nationalität, der Sprache und vor allem von jenem Mangel an Sinn für die Notwendigkeit einer wirklichen Bemühung um gegenseitiges Verständnis, wie er gewöhnlich die Menschen voneinander trennt, wenn sie ein gewisses Maß von Reife und Erfolg erreicht haben.

Ich traf während meines Besuches in Frankreich einige sehr ver-

schiedene Leute, aber alle hatten sie das gleiche Bedürfnis nach einem Zusammentreffen. Dieses Bedürfnis verrät in meiner Erinnerung manchmal nur der Ausdruck in einem Gesicht. Zum Beispiel der eifrige, offene und freundliche Ausdruck von Patrice de la Tour du Pin, wenn er von seiner Gefangenschaft in Deutschland sprach, seinem Haus auf dem Lande, in dem er allein mit seiner Frau wohnte und wo er seine Gedichte schrieb, von ihrem Kinde usw. — Geschichten, die oft mit Schwierigkeiten und Entmutigung vermischt waren, aber immer mit einer so eindrücklichen Freundlichkeit gestaltet, daß er den Frohsinn einer schöpferischen Haltung zustande brachte — einer Haltung, die alles im Leben ernsthaft und zugleich als Scherz des geschickten Erzählers behandelt. Manchmal offenbarte es sich in einer Geste der Großzügigkeit, so, wenn ich zufällig herausfand, daß unser Gastgeber, um den Lunch bei unserer Begegnung zu ermöglichen, ein Sofa verkauft hatte. Und manchmal war es jemandes ernsthafter Versuch, sich selbst zu erklären: zum Beispiel von Francis Ponge, Verfasser von Prosagedichten von einer seltsamen Stille und Gegenständlichkeit, vielleicht wie Stilleben in Wörtern, der mir auseinandersetzte, daß Rhythmus und Musik bedeutungslos wären (eine Ansicht, die ich nicht teile), daß aber die Kristallisation von Sinn um den Gegenstand herum, auf den eine Dichtung sich bezieht, von Wichtigkeit sei, «und ist man Ponge oder Spender, schreibt man selbst dreißig Versionen eines Gedichtes, so darf man nicht eine einzige dieser Versionen sorglos schreiben; denn ein sorgloser Satz oder eine falsch beobachtete Einsicht läuft Gefahr, dem Endgültigen einen falschen Ton aufzusetzen.» Oder von Louys Masson, dem kommunistisch-katholischen Dichter, der von Mauritius stammt und während des Krieges Mitglied der Résistance gewesen ist und der mir auseinandersetzt, wie er Kommunist wurde, da er jahrelang die Unterdrückung von Arbeitern erleben mußte, zuerst bei den Eingeborenen und später in Frankreich. Oder auch Vercors, der, indem er das deutsche Problem mit größter Aufmerksamkeit diskutierte, davon überzeugt war, daß es Deutsche geben müßte mit den gleichen Ansichten wie wir und daß am Ende zwischen Deutschland und dem übrigen Europa Zusammenarbeit erreicht werden müsse.

In Louys Masson traf ich einen Typus des französischen Kommunisten, der mir neu war. Er erschien mir vernünftig, undogmatisch und offen. Sein Kommunismus war der eines Mannes, der, trotz Abscheu gegen Gewalt und Diktatur, zu dem Resultat gekommen war, daß es unmöglich wäre, die Lebensbedingungen der Arbeiter und noch mehr der farbigen Völker mehr als oberflächlich zu verändern, ohne eine gewaltsame Machtübergabe aus den Händen der jetzigen Eigentümer in die der Arbeiter. Er gab die Berechtigung vieler Kritik

an Rußland zu, meinte aber, daß der Kommunismus nicht nach Rußland beurteilt werden sollte. Die Russische Revolution, sagte er, wäre ausgesprochen russisch mit all ihren charakteristischen Merkmalen und Ergebnissen.

Die Franzosen, führte Masson weiter aus, hätten eine lange Tradition der individuellen Freiheit, und er nähme nicht an, daß eine kommunistische Regierung in Frankreich diese Ueberlieferung unterdrücken würde. Ich erwiderte, daß ich sicher wäre, er spräche im guten Glauben, und daß ich annähme, viele Kommunisten in Frankreich dächten wie er. Wie ich feststellte, empfanden viele Franzosen, selbst solche, die nicht in der kommunistischen Partei waren, die Kommunisten als die einzige Partei mit einem realistischen Sinn für die Stellung Frankreichs und fähig zur energischen Aktion, die für das Frankreich von heute unerläßlich ist. Sagte mir nicht sogar Professor Bonnerot, daß seiner Meinung nach der einzige Weg, den schwarzen Markt aufzuheben, die Ernennung eines kommunistischen Ernährungsministers wäre?

Immerhin, fuhr ich fort, würden die kommunistischen Parteien in allen Ländern von Führern an der Spitze geleitet. Man könne den Kommunismus nicht nach dem guten Willen und den guten Absichten individueller Parteimitglieder beurteilen, sondern nur nach dem Benehmen und den Richtlinien ihrer Führer. Zeigten die kommunistischen Führer in Frankreich einen wirklich von anderen Ländern verschiedenen Geist? Wenn nicht, war nicht Masson, indem er sie unterstützte, selbst der Geprellte? Masson sagte, daß dies schon möglich wäre; aber wie anders als durch Kommunismus könnte die Freiheit der Kolonialvölker und das öffentliche Eigentum der Produktionsmittel erreicht werden? Ich konnte ihm natürlich keine befriedigende Antwort geben. Wir befanden uns beide vis-à-vis der unliebsamen Tatsache, daß eine grundlegende soziale Veränderung wenigstens für eine lange Uebergangszeit den Verlust der Freiheit des Einzelnen bedeutet. «Und welche Garantien haben Sie», fragte ich, «daß verlorene Freiheiten je wieder restauriert werden? Wann je haben die Uebergangstyrannen von sich aus erklärt, die Uebergangsdiktatur sei vorüber und sie wollten nun freiwillig abdanken? Es gab nie eine Welt, in der die Versuchungen der Macht größer waren, als in unserer heutigen, weil der moderne Tyrann Mittel der Tyrannei in seinen Händen hält, die weit mächtiger als je in der Geschichte sind, und wenn im modernen Staat der Einzelne seine Freiheit einmal verloren hat, so scheint diese zurückzugewinnen für ihn unmöglich, wenn nicht ein anderer Staat von außen einen Eingriff unternimmt.»

André Frénaud, der dieser Ausführung beiwohnte, stellte sich auf meine Seite. Ueber das Ziel waren wir uns alle einig, uneinig waren

wir uns nur über die Mittel. Obschon ich mit Masson nicht übereinstimmte, wußte ich, daß er weit mehr als ich mit den praktischen Auswirkungen des Kapitalismus und Imperialismus in Berührung gekommen war. Das gab ihm natürlich nicht mehr recht als mir, aber es ließ mich seine Ansichten gewissermaßen mehr als meine eigenen schätzen, weil bei ihm alles von einer viel härteren Erfahrung ausgemeißelt war. Er sah die Dringlichkeit und Notwendigkeit einer Veränderung, und seine Augen hatten den Ausdruck eines Mannes, der jede für die soziale Gerechtigkeit verlorene Sekunde multipliziert mit den Leiden von Millionen von Männern und Frauen, die er mit seinem ganzen Wesen mitlebt.

Man muß sich indessen bei einem Vergleich Frankreichs mit dem England von heute, mit dem übrigen Europa von heute, darüber klar sein, daß eine Atmosphäre der Freiheit eine gewisse Zeit erfordert angesichts der Forderungen der harten Wirklichkeit, wie sie überall die Existenz des Ostens Europas bestimmen. Frankreich, dessen gesamte Wirtschaft und Politik von den Deutschen systematisch und planmäßig untergraben wurde, ist eine *unsichtbare Ruine,* um das Wort «unsichtbar» im Sinne der Wendung «unsichtbarer Export» zu verwenden.

Im Grunde jeder Meinung tritt die Erkenntnis eines nichteingestandenen Nullpunktes zutage, auf dem Frankreich angelangt ist und von dem aus die Gemeinschaft wieder völlig von neuem aufgerichtet werden müsse, genau wie Deutschland von diesem Nullpunkt aus wieder aufgebaut werden muß. Aber obgleich dieses Gefühl die Luft verdirbt, stehen noch die Mauern, sind die Cafés überfüllt (obschon kein Kaffee da ist), und der schwarze Markt dauert an. Das alles möchte unentschuldbar sein (und scheint es vielen Franzosen), wenn nicht auch — was wiederum vom Spiel des Besuches von Schwarzmarkt-Restaurants abhängt — die Welt der Einfälle, der Kunst, der persönlichen Beziehungen da wäre. Frankreich bleibt der Mittelpunkt dieser Interessen; es ist der Marktplatz des menschlichen Geistes, der Weltmittelpunkt für den Austausch von Kulturwerten — und dieses geistige Leben in Paris, nach einem modernen, amüsanten, intimen, angenehmen und weltoffenen Rezept gelebt, hängt eben von materiellen Dingen ab, und sogar von einem gewissen Grade an Korruption.

Was dem Besucher Frankreichs so sehr auffällt, ist, daß die Leute die Situation bejammern, ohne viel, ja sogar das mindeste zu deren Verbesserung zu tun. Man spricht im Café mit einem Freund. Dessen Freund, der soeben aus Algier ankommt, bleibt einen Augenblick stehen, um guten Abend zu sagen, und wie enttäuscht er ist über alles, was er in Paris sieht, nickt dann und geht weiter, um am nächsten

Tisch genau das gleiche zu sagen. Man wird fortwährend zum bewundernswerten englischen «civic spirit» beglückwünscht, jedoch wie wenige versuchen diesen Geist nachzuahmen!

Vielleicht ist es unmöglich, und es lohnt sich, diesen Punkt zu betrachten. Ich traf eines Tages bei einer Tea party einen Professor der Sorbonne, dem sein Anzug zweimal zu groß war und der mit einem schiefen Lächeln erklärte, er habe zwei Monate ohne den schwarzen Markt gelebt. In England kann man sich tatsächlich ohne den schwarzen Markt ernähren und kleiden. Und das war seit Kriegsbeginn so. Es gelang uns, unsere Mittel gleichmäßig über den größeren Teil der Bevölkerung zu verteilen. Unser schwarzer Markt war deshalb eher ein Sicherheitsventil als ein organisiertes System der Vergeudung. Hätten wir aber je unsere Rationen nicht erhalten und unsere Reserven nicht verteilen können, so wäre bei uns unfehlbar genau das gleiche Schwarzmarktproblem entstanden wie auf dem Kontinent. So ist es für die Franzosen nicht ganz gerecht, wenn sie die Parallele zwischen sich und uns ziehen. Die Leichtigkeit der Art und Weise, in der sie sich selbst verurteilen, ist beinahe ebenso beunruhigend wie die bösen Geister, die sie bejammern.

Die materielle Situation in Frankreich scheint nicht unbedingt unlösbar. Ihr Problem liegt verhältnismäßig einfach in der Sparsamkeit, der Disziplin, der Arbeit und der allgemeinen Erkenntnis und Anerkennung dessen, was notwendig ist, beschlossen.

Aber jenseits dieser scheinbar einfachen Frage der Anpassung gerät die ganze französische Lebensart in die Schwebe, und zwischen dem Geist des Protestantismus und der reicheren katholischen Tradition lauert ein alter Konflikt. Für die Franzosen ist die Frage nicht einfach die: «Müssen wir unsere Gürtel enger schnallen und einige Jahre härter arbeiten?» Dahinter steht: Müssen wir die Verbindung sinnlicher Erfahrung mit einem glänzenden geistigen Leben aufgeben, diese Synthese, die der große Beitrag Frankreichs zur Kunst und Kultur der modernen Welt war, für eine grimmige, realistische, asketische Wiedergeburt aus der Erkenntnis von Frankreichs Niederlage und aus der Tatsache, daß Frankreich wirtschaftlich ebenso ruiniert ist wie das übrige Europa? Müssen wir uns abkehren von der Konzeption des Individuums, des sinnlichen, geselligen, das verbunden ist mit anderen Individuen durch die Anerkennung seines ganzen körperlichen und geistigen Wesens, und uns hinwenden zur Konzeption des vereinsamten Individuums in den Ruinen, des Heiligen, des Puritaners, des Propheten, des extremen Sozialrevolutionärs, des Feindes der Freude, alles für unsere Zukunft?

Denn jenseits der Grenzen Frankreichs liegen die Länder, deren Lebensbedingungen, die Frankreichs kulturelle Werte überhaupt mög-

lich machten, vollständig zerstört sind. Und man fragt sich, ob sie nicht auch in Frankreich erledigt sind. Während manch ein Franzose diese Erkenntnis aufschiebt, gewahrt man auch in Frankreich das Anwachsen einer protestantischen Bewegung — ob es nun unter Protestanten, Katholiken oder Kommunisten ist —, die sie aufnimmt. Zeichen einer solchen Anerkennung der Lage Frankreichs liegen in den erneuten Forderungen, daß sich die Literatur mit sozialen Problemen beschäftigen sollte, in den Essays von Jean-Paul Sartre:

> «Der Schriftsteller steht in seiner Zeit: jedes Wort hat seinen Widerhall, jedes Schweigen auch. Ich mache Flaubert und Goncourt verantwortlich für die Unterdrückung, die der Commune folgte, weil sie nicht eine einzige Zeile schrieben, um sie zu verhindern. Man kann sagen, daß es nicht ihre Sache gewesen wäre; aber war denn der Fall Calas Voltaires Sache? Die Verurteilung von Dreyfus diejenige Zolas? Die Verwaltung des Kongo etwa eine Angelegenheit von Gide? Jeder einzelne dieser Schriftsteller, unter den besonderen Verhältnissen seines Lebens, wog seine Verantwortung als Schriftsteller ab. Die Besetzung hat uns die unsere gelehrt.»

Hierbei ist, obschon Voltaire erwähnt wird, die außerordentlichste Tatsache die Absage an Dichter, die sich nur mit rein literarischen Problemen beschäftigen, wie Flaubert und Goncourt. Selbstverständlich vertreten die kommunistischen Schriftsteller von ihrer eigenen Warte aus den gleichen Standpunkt. Das gilt auch für die strengen und verantwortungsvollen Katholiken wie den Kritiker Albert Béguin.

Frankreich ist das Land, in dem man viele trifft, die morgen für ihren Glauben auf den Barrikaden zu sterben bereit sind. Einer der mächtigen Triebe im französischen Leben ist der Todeswunsch junger Leute, die das Gefühl haben, in der Résistance keine genügend ruhmvolle Rolle gespielt zu haben, und die nun eine Gelegenheit herbeiwünschen, sich ihren eigenen Mut zu beweisen. Und trotzdem fehlt den gleichen Leuten das, was sie Ziviltugend nennen.

Obschon sie sich schämen, dies einzugestehen, ist der Kampf, der sich in ihrem Gewissen abspielt, vielleicht nicht so unedel, wie sie meinen. Sie sind zersplittert, weil sie, sich noch immer als Frankreich fühlend, wissen, daß ihr Schicksal mit dem des übrigen Europa verbunden ist. So sagte ein polnischer Schriftsteller zu mir: «Wir Schriftsteller Osteuropas empfinden eine große Bitterkeit, wenn wir euch vom Westen in Paris und in London treffen. Wir spüren, daß während der letzten fünf Jahre etwas geschehen ist, dem wir im Osten

nicht entgehen können, weil es für uns unser ganzes Schicksal geworden ist. Es umgibt uns von allen Seiten. Es ist unser Ausgangspunkt, und es hindert unsere Entwicklung. Dann kommen wir nach Westen, und wir merken, daß Ihr so tut, als lebtet Ihr noch immer im Jahre 1939. Ueberall sehen wir eine Inflation irrealer Ideen!»

Aber was ist wirklich? Es herrscht heute in Frankreich zweifellos ein eindringliches Gefühl des Unwirklichen. Unwirklich ist es, immer noch einer Handlungsweise auszuweichen, die Frankreichs schwacher Stellung in einer Welt der Machtpolitik Rechnung trägt. Es ist unwirklich, gegenständliche Probleme zu behandeln, als wären sie Alpdrücken oder allgemein besprochene unangenehme Familiengeschichten, sie aber nie in der Tat als den Ausdruck Frankreichs, wie es wirklich ist, anerkennt.

Mag es sein, daß Frankreich in der Welt der Machtpolitik schwach ist, für unsere Kultur und Zivilisation bleibt es der wertvollste Aktivposten. Dieses Bewußtsein macht es den Franzosen so schwer, ihre Lage anzuerkennen. Aber diese Schwäche stammt aus einer gewissen Verfälschung der französischen Tugenden, einer Vergiftung an der Wurzel, was auch jedermann bewußt ist. Um dies am nacktesten zu zeigen: Das ganze kulturelle und geistige Leben erhält sich aus dem schwarzen Markt, angefangen von dem feinen Papier, auf dem herrliche Bücher gedruckt werden, bis zum Essen in Restaurants, in denen die Leute ihre Gedanken austauschen. Es ist vielleicht nötig, diese Situation anzuerkennen; aber Wut und Zynismus sind unvermeidliche Resultate.

So gewahrt man in einem Augenblick, in dem einem beinahe jedermann in Frankreich erzählt, daß Frankreich für ewig herabgewürdigt ist, und die Politiker von Frankreichs Prestige reden, deutlich die französischen Vorzüge. Vorzüge der Selbsterkenntnis und Reife, und weil die Erkenntnis des Selbst Teil des Selbst als soziales Ich ist, das in die allgemeine gesellschaftliche Verzweiflung und Korruption einbezogen ist, steht oft Zynismus Seite an Seite mit Großzügigkeit und Selbstlosigkeit. Die Franzosen wollen einem nicht gut erscheinen, weil sie unreif geblieben sind und weil sie nichts Besseres, als gut zu sein, gelernt haben. Sie sind nicht ehrlich, großzügig und freundlich nur infolge der Unfähigkeit, die schlechten Eigenschaften ihrer Nachbarn wahrzunehmen.

Nachdem ich viele französische Frauen und Männer getroffen hatte, dachte ich, welches Glück die französischen Erzähler haben, über die Franzosen schreiben zu können, weil es für die Beweggründe der Franzosen eine Erklärung gibt, die andern Nationen völlig fehlt. Des Franzosen große Selbsterkenntnis läßt andere Völker ihn des Zynismus verdächtigen, ebenso wie die Tatsache, daß wir, die Eng-

länder, das Bewußtsein unserer schlechten Motive in uns verstecken, die Ausländer veranlaßt, von uns zu sagen, wir seien Heuchler, mit dem Ergebnis, daß viele Ausländer die Politik im Empire und in anderen Teilen der Welt einfach dadurch enthüllen, daß sie die Motive davon aufzeigen und benennen, die die Engländer nie erwähnen.

Der französische Roman enthält eine sehr umfaßende Charakterdarstellung des französischen Einzelwesens, in dem sich mehrere Linien der Begründung horizontal entwickeln, obschon sie zeitweise konvergieren. Deshalb kann man französische Romane nicht nur im Hinblick auf außerordentliche und farbkräftige Charaktere lesen (wie die englischen Klassiker) oder um zu erleben, wie Menschen in verzweifelte Situationen geraten (wie in den Romanen in Mitteleuropa), sondern als Wiedergabe des Gedankenganges im eigentlichen Ton eines französischen Freundes. Ich las in Deutschland, wenn ich deprimiert war, oft aus diesem Grunde französische Romane. Der französische Roman ist nicht im Sinne von tiefgründigen Analysen von neurotischen Gegebenheiten «psychologisch», sondern darin, daß er äußerst genau den Verlauf der Motive und des Verhaltens aufzeigt, wie er das Leben eines Individuums bestimmt, das eine hohe Selbsterkenntnis besitzt und eine große Erkenntnisfähigkeit für die Bedingungen des menschlichen Lebens.

Aus dem Englischen übersetzt von Erika Markwald